Nadia Mikail

Katzen, die wir auf unserem Weg trafen

Mit Illustrationen von
Nate Ng

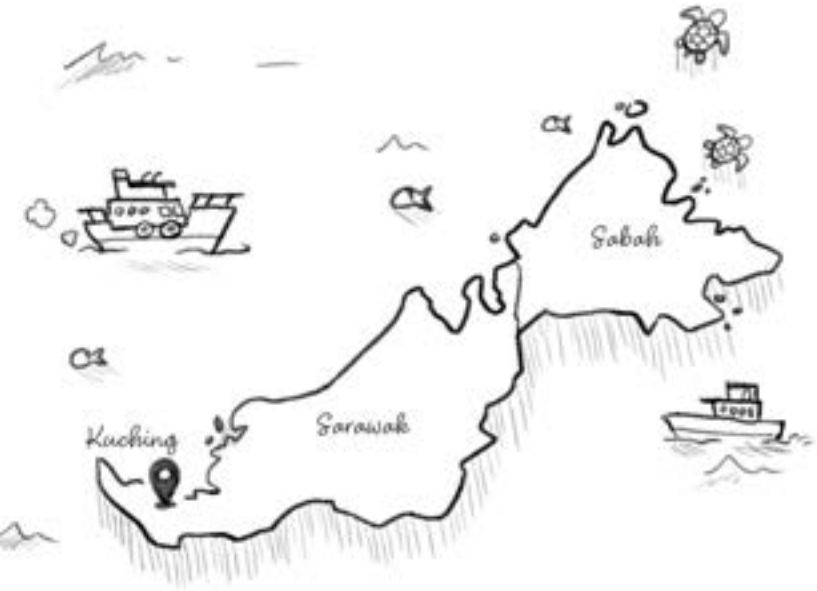
Aus dem Englischen von
Uwe-Michael Gutzschhahn

dtv

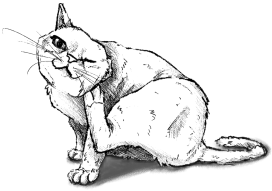
1. Auflage 2025
Text © 2022 by Nadia Mikail
Illustrationen © 2022 Nate Ng
Titel der Originalausgabe: ›The Cats We Meet Along the Way‹
(Guppy Books, Oxford, England)
Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:
© 2025 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG,
Tumblingerstraße 21, 80337 München
produktsicherheit@dtv.de
Umschlagbild: Salvador Design
Umschlaggestaltung (außen): dtv nach einer
Illustration von Salvador Design
Umschlaggestaltung (innen): Alexandra Bowien
nach Illustrationen von Nate Ng
Gesetzt aus der Berling
Satz: Gaby Michel, Hamburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-65045-8

Für Child

Perlis
Langkawi
Kedah
Penang
Perak
Kelantan
Terengganu
Ipoh
Pahang
Selangor
Kuala Lumpur
Negeri Sembilan
Melaka
Johor



Aishas Familie wohnte ursprünglich in Kuching.



Die Katze, Teil 1

(Gegenwart)

Die Katze, die ihnen nach Hause folgte, hatte einen kahlen Fleck am linken Hinterlauf, und ein Ohr fehlte. Sie war orangefarben, so eine unangenehme, schmuddelige Art von Orange, die Aisha an ein verdorbenes Curry-Gericht erinnerte.

»Schhh, schhh«, machte Aisha. Die Katze ignorierte sie.

»Sei nicht so gemein«, sagte Walter vorwurfsvoll. Er beugte sich nach unten, zeigte der Katze seine schiefen Eckzähne und schob seinen dunklen Kopf vor, um sie genauer zu betrachten. »Hast du dich verlaufen, Miezi?«

»Miau«, machte die Katze ungeduldig, was für Aisha so klang, als wollte sie sagen: *Natürlich nicht, ich folge euch in mein neues Zuhause.*

Als sich Walter wieder aufrichtete und sie in ihre Straße einbogen, folgte ihnen die Katze entschlossen, als wenn ihr der Ort von Geburt an vertraut wäre.

»Hey, die hat doch bestimmt Flöhe«, protestierte Aisha und versuchte sie mit einer noch energischeren Bewegung wegzuscheuchen.

»Ich glaube, das macht nichts«, antwortete Walter und meinte damit *jetzt, wo wir sowieso alle sterben*. »Ich möchte nicht allein sein, wenn … du weißt schon. Einfach wenn.«

Trotzdem wollte Aisha lieber ohne juckenden Kopf sterben, vielen Dank. Sie öffnete ihre lindgrüne Haustür und rief: »Hi, Mak.«

»Hi, *sayang*«, antwortete ihre Mutter und schaute von ihrem linierten Heft auf, in das sie Rezepte schrieb.

Alles lag dieser Tage in den letzten Zügen, wie es schien. »Hi, Walter. Hi, du Streunerkatze. Dich mag ich aber gar nicht in der Küche haben.«

Aisha sah Walter an und zuckte, nicht sonderlich bedauernd, die Schultern. »Du hast sie gehört. Ihre Küche, ihre Regeln.«

Aber Walter sah ihre Mutter an, und Aisha wusste sofort, es war aussichtslos. Sie tauschten einen Blick, in dem Walter schwermütige Sätze an Esah übermittelte, dass er die Katze nicht allein wissen wolle, wenn das Ende kam. Sein Blick war geradezu flehend, und Aisha erkannte, wie sich die Augen ihrer Mutter besänftigten. Im nächsten Moment fragte Esah: »Und wie heißt er?«

»Sie ist ein Er?«

Esah zeigte dorthin, wo die Katze auf der Fuß-

matte saß und sich die eindeutigen Zeichen des Er-Seins leckte.

»Hm«, sagte Walter. »Wie soll er heißen, Sha?«

»Flohsack«, antwortete Aisha.

Walter schnippte ihr mit Daumen und Zeigefinger leicht gegen das Ohr. »Sei nicht so gemein.«

»Wisst ihr was, ich glaube, der Name passt«, meinte Aishas Mutter. Sie lächelte abwesend in Flohsacks Richtung, und er machte ein großes Tamtam und leckte irre an seinen Genitalien herum, als wenn er die Ansicht bestätigen wolle.

»Flohsack«, sagte Walter, hockte sich vor ihn hin und kraulte sein Kinn. »Mach dir wegen ihr keine Sorgen. Versteh den Namen einfach als zärtliches Kosewort.«

Aisha beobachtete ihre Mutter, die immer noch vage in Richtung Katze sah. Sie überlegte, woran Esah wohl dachte. June hatte ihr einmal erzählt, dass auch ihrem Vater oft Streunerkatzen nach Hause gefolgt waren, ganz dicht auf den Fersen, und ihren Kopf an seinen Knöcheln abstrichen. Vielleicht erinnerte sich Esah beim Anblick von Flohsacks pelzigem Gesicht an die Tiere.

Die Katze, Teil 2

(Gegenwart)

Vielleicht lag das Problem darin, dass sie womöglich irgendwann geheiratet hätten, wenn es mit der Welt nicht zu Ende ginge. Aisha sah manchmal alles wie aufgereiht vor sich, den Verlauf der Jahrzehnte: die Verlobung, das Haus, den Hund, das breite Lächeln des ersten Kindes, die pummeligen Fäuste des zweiten. Faule Morgenstunden, an denen sie ihre Lieblings-*Laksa*-Suppe ans Bett gebracht bekäme, das Einpacken ihrer Lunch-Päckchen für die Arbeit, die Sonntagabende im Park in der Nachbarschaft.

Sie wären auch glücklich gewesen. Sie wären begeistert gewesen von dieser unkomplizierten Glückseligkeit. Jetzt stritten sie mehr denn je, acht Monate vor dem Ende der Welt. Aisha hätte ihr erstes Kind Amin genannt, nach ihrem geliebten Onkel, dem Lieblingsbruder ihres Vaters. Walter hätte der Name gefallen, schon wegen all der Geschichten, die sie ihm über Onkel Amin erzählt hatte und wie er jeden Frei-

tag mit ihr zu der Schaukel gegangen war, ehe er starb. Aisha wäre zur Schule gegangen und hätte versucht, Menschen zu helfen, die Schmerzen hatten. Walter wäre von Karriere zu Karriere mäandert, unentschlossen und voller Leidenschaft für alles und jedes. Aisha hätte die Welt bereisen wollen. Sie hätten etliche Katzen gehabt, weil Walter bei keinem Streuner, der ihnen nach Hause folgte, Nein sagen könnte.

Walter, der jetzt bei ihrer Mutter am Küchentisch saß, gurrte Flohsack komische Dinge zu, und Aisha liebte ihn, liebte ihn hoffnungslos, liebte ihn über alles.

»Wisst ihr«, sagte Esah, und ihre tiefe Stimme bohrte sich sanft in Aishas Gedanken. »Ich habe über June nachgedacht.«

Sie sagte es sehr behutsam, so wie etwas auf einer Einkaufsliste, das Aisha mitbringen solle. Sowohl Aisha als auch Walter hoben abrupt den Kopf. Flohsack, dem es eindeutig missfiel, wenn die Aufmerksamkeit auch nur für eine Sekunde nicht ihm galt, stand anmutig auf und trottete davon.

Als wenn es sein Zuhause wäre. Aisha nahm irgendwie an, dass es das jetzt auch war.

»Und?«, antwortete Aisha genauso behutsam. Sie fühlte sich wie angewurzelt, spürte, wie sich etwas in ihre Kehle krallte, und wusste nicht recht, ob es Panik war. »Alles in Ordnung? Hast du was von ihr gehört?«

»Nein, ich habe nichts von ihr gehört.« Esah stellte ihre Rührschüssel ins Spülbecken und ließ Wasser hi-

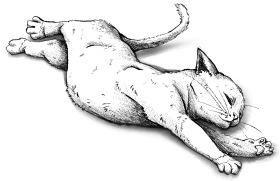
neinlaufen. Sie schaute nicht hin. Die Schüssel enthielt noch den ganzen Teig, den sie für den Kuchen brauchte. »Ich hab nur gedacht, dass ich alles richtig machen will«, sagte sie. »Wegen, du weißt schon, dem Ganzen.«

»Dem Ganzen«, wiederholte Aisha sinnlos. »Das heißt, du willst zu ihr?« Walters Kopf bewegte sich hin und her, wie wenn er einem Tennismatch folgen würde.

»Vielleicht«, sagte Esah. Das Wasser ergoss sich hässlich in den Teig, und Esah sah abwesend zu. »Was soll ich denn sonst tun?« Sie meinte *jetzt, wo uns keine Zeit mehr bleibt*.

Aisha ging zu ihrer Mutter und schlang ganz, ganz sacht die Arme um ihren Körper. Sie fasste nach vorn und stellte den Wasserhahn ab. Der Teig lag da, beschämt und ruiniert. Esah stieß ein ärgerliches Schniefen aus und murmelte vor sich hin wegen des verlorenen Kuchens.

»Was sollen *wir* denn sonst tun, meinst du, Mak«, sagte Aisha. »Ich versteh, was du denkst.« Sie ignorierte, was immer ihr die Kehle zuschnürte, nickte entschlossen mit der Stirn gegen die warme Schulter ihrer Mutter und versuchte, überzeugend zu wirken. »Ein Schritt nach dem andern. Wird sich schon alles finden.«



Eine Geschichte über June

(vor drei Jahren)

June war neunzehn gewesen, als sie entschied, dass sie das Haus leid war.

»Was soll das heißen, du bist das Haus leid?«, hatte Aisha gefragt und war ihr im Zimmer hin und her gefolgt, während June Sachen aus dem Schrank nahm, sorgfältig überlegte und sie entweder wieder zurück oder in ihren Koffer warf.

Der Koffer war riesig und stark verblichen, aber trotzdem noch scheußlich rosa. June hatte ihn, als sie sechzehn war, unbedingt für ihre Europareise haben wollen. Ihre Mutter hatte sich, was die Reise anging, geschlagen gegeben, nachdem June einen Monat lang zwischen wütendem Schmollen und zuckersüß alle Arbeit im Haus machen hin und her gependelt war. Esah hatte June gezwungen, eine Tracking-App auf dem Handy zu installieren, damit sie überprüfen konnte, ob ihre Tochter auch wirklich die Orte besuchte, die June ihr genannt hatte.

»Ich will bloß …« June betrachtete ihre Schwester, ihren Koffer, ihren Plüschsaurier Lala. »Es geht nicht ums Haus. Das Haus ist nur eine Metapher.«

»Wir sind nicht im Englischunterricht, June!« Aisha war fünfzehn gewesen und völlig verzweifelt. Sie sah zu, wie June ein Paar Socken in die Hand nahm und sie in den Tiefen ihres Kleiderschranks versenkte. »Was soll das heißen? Eine Metapher wofür?«

June blieb abrupt stehen und starrte sie an, als ob das nicht offensichtlich sei. »Dafür, dass ich, wenn ich jetzt nicht gehe, mein ganzes Leben hier zubringen werde«, antwortete sie.

»Stimmt doch gar nicht. Du sollst doch auf die Uni!«

»Uni spunni«, erklärte June kurz und knapp. Sie hatte gerade an dem Tag ihre letzte Abi-Prüfung gehabt. In Literatur, wie sich Aisha erinnerte, daher das Metapher-Gerede. »Ich geh nicht. Hab's Mak und dir bloß noch nicht gesagt, weil ihr sonst beide auf mich eingeredet hättet und ich so wenigstens diese letzten paar Monate noch mit euch genießen kann … Ich sterbe nicht, Sha. Ich werde auch weiter deine Schwester sein.«

Mit diesen Worten setzte sie sich auf ihr (verblichen rosafarbenes) Bett und klammerte sich fest an Aishas Schultern, als wollte sie sie nie mehr loslassen (was sie dann aber doch getan hatte). »Ich will nur … zu mir selbst finden.«

Aisha starrte June mit deren fast manischem Fun-

keln in den Augen und den (knallrosa) Strähnen im Haar an. »Das kannst du auch hier.«

»Kann ich nicht, das weiß ich«, antwortete June trotzig überzeugt, so wie sie bei den meisten Dingen trotzig überzeugt war.

»Was wohl Mak sagen wird?«, fragte Aisha in einem letzten verzweifelten Versuch. Sie war fünfzehn und zu sehr fünfzehn, um ihrer Schwester zu sagen: *Bitte verlass mich nicht. Noch nicht.*

»Tja«, sagte June und schaute weg, »da liegt das Problem. Wenn sie es nur verstehen würde – nein, das wird sie nie –, aber wer weiß, vielleicht ja doch.« Sie rieb sich unsicher das Kinn. Dann schaute sie mit so etwas wie Hoffnung wieder zu Aisha. »Vielleicht, wenn du ihr was sagst. Vielleicht würde das ja helfen?«

»Du willst, dass ich ihr was sage?« Aisha sprach den Satz ganz langsam. »Um sie dazu zu bringen, dass sie einverstanden ist, wenn du gehst?«

»Sie hört auf dich«, sagte June, was in Aishas Augen absolut nicht stimmte. »Du bist doch das gute Mädchen. Red du mit ihr, dann ist sie vielleicht nicht so sauer.«

»Nichts, was ich sagen könnte, wird das erreichen«, widersprach Aisha klar. Aber June, die Aishas Zweifel wegzuckte, schien es als Bestätigung zu verstehen, dass Aisha helfen würde. Sie wirbelte ein bisschen fröhlicher herum und warf eine Haarbürste in ihr Gepäck.

Sie hatte es am Abend beim Essen ihrer Mutter erzählt.

Esah hatte gefragt: *Was ist mit der Uni?*

Esah hatte gesagt: *Du bist zu jung, um zu wissen, was du willst.*

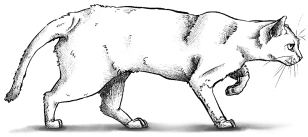
Esah hatte geschrien, und sie schrie wirklich selten: *Wenn du jetzt gehst, dann gehst du für immer. Also geh.* Sik kenang budi.

Ein Schweigen hatte sich breitgemacht, das irgendwie schlimmer war als das viele und oft lang anhaltende Schweigen, das sie sonst in dem kleinen Haus erlebt hatten. June hatte nichts gesagt. Aisha hatte ihren Blick auf sich gespürt, das Starren, das ihr ein Loch in den Schädel brannte. Der Blick hatte sich angefühlt wie ein Flehen, etwas Heißes und Schmerzerfülltes. Aisha hatte den gebratenen Fisch angestarrt und sich weit fortgezwungen. Sie zwang sich so sehr, dass sie sich einbildete, das Starren gar nicht mehr zu spüren. Sie hatten schweigend am Tisch gesessen, bis die Teller leer waren, dann hatte June das Geschirr gespült und war nach oben gegangen.

Eine Stunde später hatten sie zugesehen, wie der scheußliche rosa Koffer ihren Gehweg entlangrollte, als June ihn, den knallrosa Strähnenkopf tief nach unten gebeugt, entschlossen hinter sich herzog.

Es gab eine Wunde in Aisha, die mit jedem sichtbaren Schritt, den sich ihre Schwester weiter entfernte, immer mehr aufriss. Sie hatte schon andere Menschen verloren, aber diese Menschen hatten nicht

gehen *wollen*. June hatte sich entschieden zu gehen. Sie hatte sich entschieden, spurlos aus Aishas Leben zu verschwinden, und sie hatte sich entschieden, nie mehr zurückzukommen.



Walter, der geht

(Gegenwart)

»Ich glaube, ich geh lieber«, sagte Walter. »Ma wartet.«

»Tschüs, Walter«, antwortete Esah abgelenkt und wedelte mit der Hand in seine Richtung. »Pass auf dich auf.«

Esah mochte Walter auf die gleiche Art, wie alle Walter mochten, wenn sie ihn kennenlernten: aus vollem Herzen und leicht überrascht darüber, als ob sie es gar nicht gemerkt hätten, wie es begann, auch wenn sie inzwischen gar nicht mehr anders konnten.

»Tschüs, Tantchen«, sagte Walter höflich. Er winkte zurück, kraulte Flohsack das Kinn, drehte den Hahn am anderen Spülbecken auf, um sich die Hände zu waschen, und ließ sich von Aisha zur Tür bringen.

Aisha erinnerte sich genau, wann und wie ihre Liebe zu Walter begonnen hatte. Es war nicht schlagartig passiert, nicht wie eine Welle, die sie überrollte. Eines Nachts hatte ihr Walter die Nachricht geschickt: *Hey,*

kann ich dich wegen dem anrufen?, anstatt seine Frage zu schreiben, und sie hatten bis morgens früh geredet. Über *Antonius und Kleopatra* und *Wie es euch gefällt*, die beiden Shakespeare-Stücke, die sie gerade in der Schule durchnahmen, aber auch über seine Eltern, ihre Mutter, seinen Hund, die nicht vorhandenen Tiere bei ihr, seine Begeisterung für trashige Reality-Shows im Fernsehen, ihren Lieblingsroman von Tolkien. Sie erzählte ihm von damals, als sie im Kindergarten vom Klettergerüst gestürzt und weinend zu ihrer großen Schwester gerannt war. Er erzählte ihr, wie seine Mutter ihn mal als Kind auf dem Sonntagsmarkt vergessen hatte und er zwischen den Waren sitzen geblieben war, bis sie zurückkam und ihn in ihre Arme schlang. Sie erzählte ihm von ihrer heimlichen Angst vor Blut, die sie energisch zu überwinden versuche. Er sprach von seinem ersten linkischen Date im Café Baluddin. Sie erzählte ihm, dass sie hinaus in die Welt und jeden Ort besuchen wolle, den es gäbe, und dass sie sich deswegen schrecklich schuldig fühle. Er erzählte ihr, dass er Schriftsteller, Mathematiker und Meeresbiologe werden wolle und dass die Welt so voller Dinge sei, die er tun könne, aber die Zeit, das alles zu tun, immer zu kurz scheine.

Sie hatte aufgelegt und sich gesagt: »Na dann.«

Und es war nicht mal so, dass sie ihn für perfekt hielt. Das ging jetzt schon zwei Jahre. Sie wusste, dass er mit offenem Mund aß und schrecklich unschlüssig war. Sie wusste, dass er die feste Absicht hatte, seine

löchrigen Sneakers so lange zu tragen, bis sie irgendwann unterwegs auseinanderfielen, und dass er manchmal seine Eltern für selbstverständlich nahm. Sie wusste, dass er oft genauso verzogen, schnippisch und stur sein konnte wie sie selbst, und sie liebte all das sehr und ganz bewusst. Von dem ersten Anruf an war es immer seine Stimme gewesen, so warm wie ihr Lieblingssessel, so warm wie frische Wäsche, so warm wie die Sonntagmorgen-Küche, in der ihre Mutter summend und voller Leben backte.

»Morgen?«, fragte Aisha.

»Morgen«, antwortete Walter, beugte sich hinab, berührte zärtlich mit der Nase ihre Wange, und das Gefühl war wie gehaucht und kribbelte leicht. Als er den Kopf wieder hob, stieß er ihr liebevoll gegen den Hals, das Kinn, den Bauch, schneller und immer schneller, bis sie kichern musste und nach ihm schlug.

»Du bist kindisch«, erklärte sie ihm. »So was machen Kinder.«

»Wird schon gut gehen«, antwortete Walter und nahm sie in den Arm. Er behandelte sie nicht, als ob sie zerbrechlich wäre, denn das waren sie beide nicht. Er drückte sie eine Weile, bis die Sorge wie in einem Rinnsal verschwand: langsam, aber absolut gründlich. Das war Walters Art: sich sicher sein, unmögliche Dinge zu schaffen wie all ihre Probleme verschwinden zu lassen, wenn er sich dazu entschied. Und er lag damit nicht falsch. Aisha wusste natürlich, dass Wal-

ter der Welt nicht gewachsen sein würde – auf Dauer. Er würde geschrieben haben, gerechnet und in der Tiefsee getaucht sein, und danach wäre er hungrig gewesen auf mehr.

Als er sich von ihr löste, spürte Aisha noch immer den Nachklang der Erregung auf ihrer Haut: das Stupsen seiner Nase, die kurze Berührung seiner Lippen.

»Ich liebe dich«, sagte Walter sorglos. Er warf ihr ein süßes, leichtes Lächeln zu. »Nach dem Mittagessen. Um drei.«

»Gut«, antwortete Aisha. »In Ordnung.«